

Jörg Echternkamp

## Die Schlacht als Metapher

### Zum Stellenwert von „Stalingrad“ in Deutschland 1943–2013

„Kaum ein Ereignis der Militärgeschichte hat sich ähnlich traumatisch in das Bewusstsein der Deutschen eingeprägt wie die Schlacht an der Wolga vor 60 Jahren“, hieß es in einem Artikel des Magazins *Stern* im Jahr 2002.<sup>1</sup> Kein Wunder, könnte man angesichts der katastrophalen Geschehnisse meinen: Seit dem 19. November 1942 schloss die Rote Armee die 6. Armee unter Generalfeldmarschall Friedrich Paulus mit etwa 284 000 Mann zwischen Wolga und Don ein. Der frisch beförderte Paulus erschoss sich nicht, wie Hitler ihm nahegelegt hatte, sondern kapitulierte mit den 91 000 Soldaten, die in den Ruinen der Stadt neun eiskalte Winterwochen überlebt hatten. Nur 6000 sollten bis 1955/56 in die Heimat zurückkehren.<sup>2</sup> Das schiere Ausmaß an deutschen Gefallenen, die Härte und Dauer des Lebens in den Kriegsgefangenenlagern oder im Gulag und die militärische Bedeutung als Wendepunkt des Krieges: dies alles scheint Stalingrad einen festen Platz im „kollektiven Gedächtnis“ der Deutschen gesichert zu haben.

Doch eins hat die seit Jahren boomende Forschung zur Erinnerungskultur in den verschiedenen Ländern gezeigt: Ein solcher Kurzschluss zwischen dem historischen Ereignis und seiner Erinnerung würde in die Irre führen. Die erinnerungskulturelle Relevanz einer historischen Begebenheit ist keine Funktion ihrer zeitgenössischen Bedeutung. Wenn dem so wäre, warum erinnert sich hierzulande kaum jemand an die strategisch folgenreichere Kapitulation deutscher und italienischer Truppen in Tunesien am 13. Mai 1943? An die Schlacht am Kursker Bogen im Juli 1943, die als größte Panzerschlacht der Geschichte gilt? Oder an den Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Sommer 1944, bei der die Zahl der deutschen Verlust 350 000 Mann betrug, von denen 158 000 – weit mehr als in Stalingrad – in Kriegsgefangenschaft gerieten? Ganz zu schweigen von der Gedächtnislücke, die dort klafft, wo ein Kriegereignis „die Anderen“ betraf und bis heute historische Bedeutung in erster Linie für den ehemaligen Gegner besitzt. Im

<sup>1</sup> *Dusko Vukovic*: Stalingrad – Mythos und Mahnmal. In: *Stern*, 29. Nov. 2002. Vgl. die Einschätzung im Magazin *Der Spiegel* zwanzig Jahre zuvor: „Kein blutiges Ereignis in der deutschen Geschichte ist von den Deutschen derart als Katastrophe empfunden worden wie die Vernichtung von rund 300 000 Mann im Kessel von Stalingrad.“ In: *Rudolf Augstein, Robert Spiering*: Stalingrad: „Wendepunkt des Krieges“. In: *Der Spiegel* 5/1983 (Zit. S. 39f.). Der vorliegende Aufsatz ist die geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrags an der Akademie der Wissenschaften, Moskau, 12. März 2012, im Rahmen der von der Russischen Akademie der Wissenschaften (RAN) und dem Institut für Zeitgeschichte München-Berlin veranstalteten Konferenz „Erinnerung an Diktatur und Krieg. Brennpunkte des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ zwischen Russland und Deutschland seit 1945“.

<sup>2</sup> Vgl. nur als Einführung *Bernd Ulrich*: Stalingrad. München 2005.

Hinblick auf dem osteuropäischen Kriegsschauplatz gilt das trotz der Debatte um die Verbrechen der Wehrmacht in den 1990er Jahren<sup>3</sup> für zwei eklatante Kriegsverbrechen: zum einen das Massensterben von 3,3 Millionen sowjetischer Soldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft<sup>4</sup>, zum anderen die Belagerung Leningrads, die immerhin vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 dauerte und über einer Million Zivilisten das Leben kostete.<sup>5</sup>

Will man daher Stalingrad als „Brennpunkt des ‚kulturellen Gedächtnisses‘“ untersuchen, muss man tiefer bohren und die verschiedenen Bedeutungsebenen seiner Erinnerungsgeschichten freilegen. Der Rekurs auf die Schlacht an der Wolga in Ost- und Westdeutschland übertrug, so lautet die Ausgangsüberlegung, bestimmte Sinnangebote. Der Begriff „Stalingrad“ bündelte unterschiedliche Vorstellungen, wobei das konkrete militärische Ereignis des Zweiten Weltkriegs in unterschiedliche Deutungszusammenhänge vor allem der Nachkriegszeit übertragen wurde. Im Folgenden soll daher Stalingrad als eine „Metapher“ im aristotelischen Sinn verstanden werden – nicht, um das historische Ereignis auszublenden, sondern um seiner historischen Wirkung nachzuspüren, die auf die Konstruktion uneigentlicher Bedeutungen zurückgeht. Das Besondere stand, wie sich zeigen wird, für Allgemeines; das Konkrete machte Abstraktes sinnfällig. Zwei Perspektiven sind zu unterscheiden. Zum einen ist aus einem synchronen Blickwinkel nach möglichen Differenzen der Deutungsangebote zu fragen, je nach sozialer Trägerschicht, medialer Form und symbolischer Praxis. Zum anderen, aus dem diachronen Blickwinkel, resultiert die jeweilige Bedeutung aus der spezifischen Zuschreibung der Zeitgenossen in dem sich wandelnden Kontext der Erinnerungskulturen und ihrer innen- und außenpolitischen Bedingungsfaktoren. Diese Rückkopplung und die sich damit ändernde Perspektivität der Erinnerung machen ihre Historizität aus.<sup>6</sup> Deshalb eignet sich auch eine längst vergangene Schlacht des Zweiten Weltkriegs wie die von Stalingrad weiterhin als Brennpunkt einer Analyse der Nachkriegszeit.<sup>7</sup> Damit ist der konzeptionelle Rahmen abgesteckt, in dem der Stellenwert von „Stalingrad“ in vier Schritten, in vier politischen Zusammenhängen vermessen werden

<sup>3</sup> Vgl. nur *Christian Hartmann, Johannes Hürter, Ulrike Jureit* (Hrsg.): *Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte*. München 2005.

<sup>4</sup> Vgl. die Pionierstudie von *Christian Streit*: *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*. Stuttgart 1978. Zuletzt: *Rolf Keller*: *Sowjetische Kriegsgefangene im Deutschen Reich 1941/42. Behandlung und Arbeitseinsatz zwischen Vernichtungspolitik und kriegswirtschaftlichen Erfordernissen*. Göttingen 2011.

<sup>5</sup> Vgl. zum 60. Jahrestag *Jörg Ganzenmüller*: *Ein stiller Völkermord*. In: *Die Zeit* vom 15. Jan. 2004. Zur Forschung: *Johannes Hürter*: *Die Wehrmacht vor Leningrad. Krieg und Besatzungspolitik der 18. Armee im Herbst und Winter 1941/42*. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 49 (2001), S. 377–440; *Jörg Ganzenmüller*: *Das belagerte Leningrad 1941 bis 1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern*. 2. Aufl. Paderborn 2007.

<sup>6</sup> Methodisch besonders reizvoll ist die Kombination dieser Geschichte „zweiten Grades“ (Pierre Nora) mit der Vergleichsgeschichte – wie das hier im binationalen Rahmen der Fall ist. Vgl. *Hans Henning Hahn, Robert Traba* (Hrsg.): *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte*. 5 Bde. Paderborn 2011 ff.

<sup>7</sup> Vgl. *Gerd Krumeich* u. a. (Hrsg.): *Schlachtenmythen. Ereignis – Erzählung – Erinnerung*. Köln 2003.

soll. Zunächst ist kurz ein Blick auf die nationalsozialistische Propaganda zu werfen. Sodann geht es um den erinnerungskulturellen Prozess in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre; der Akzent liegt hier auf der Veteranenkultur und der Populärkultur. Danach wird der Befund mit der Rolle der Stalingrad-Metapher in der offiziellen Kriegserinnerung der DDR kontrastiert, bevor es um die Entwicklung seit den 1990er Jahren und gegenwärtige Tendenzen geht. Zum Schluss werden drei weiterführende Überlegungen formuliert.

### „Stalingrad“ in der nationalsozialistischen Propaganda: Heroisierung und Viktimisierung

Die Weichen für die Stalingrad-Rezeption, zumindest die westdeutsche, wurden bereits während der Schlacht gestellt. Das NS-Regime reagierte auf die militärischen Ereignisse, indem die Propaganda die beispiellose Niederlage der 6. Armee in ein beispielhaftes Heldenopfer ummünzte.<sup>8</sup> Am 30. Januar 1943, dem 10. Jahrestag der „Machtergreifung“, prognostizierte der Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, Hermann Göring, wenige Tage vor der Niederlage, dass die Schlacht um Stalingrad „der größte Heroenkampf unserer Geschichte bleiben“ werde. Europas Schicksal und damit „Deutschlands Freiheit, Kultur und Zukunft“ liege in deutscher Hand.<sup>9</sup> Als Göring darin den „höchsten Sinn dieses Opfers“ der Soldaten pries, war die Schlacht bereits verloren. Die Luftwaffe hatte den eingeschlossenen Truppen nicht helfen können. Die Schlagzeile im *Völkischen Beobachter* brachte wenige Tage später die Sicht des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, auf den Punkt: „Der Kampf der 6. Armee um Stalingrad zu Ende / Sie starben, damit Deutschland lebe“.<sup>10</sup> Ganz im Stil christlicher Erlösungsgeschichten wurde „Stalingrad“ zu einem Opfergang ideologisch überhöht. Der im Deutschen ambivalente Opferbegriff zielte hier eindeutig auf das sinnvolle Opfer (*sacrificium*), das intendiert war, nicht auf das sinnlose Opfer (*victimus*), das zwangsläufig hingenommen wurde. Dieser Mythos der „Helden von Stalingrad“ hatte eine appellative Funktion im Sinne der Durchhalte-Parolen. Die rhetorische Figur ist bekannt: Die Toten verpflichteten die Lebenden. Damit ihre „Opfer“ nicht umsonst gewesen waren, mussten die Kameraden an der Front und „Heimatfront“ weiterkämpfen; der bloße Gedanke an eine Kapitulation wäre einem Verrat an den Gefallenen gleichgekommen – so lautete die

<sup>8</sup> Vgl. Michael Kumpfmüller: Die Schlacht von Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos. München 1995; Wolfram Wette: Das Massensterben als „Heldenepos“: Stalingrad in der NS-Propaganda. In: ders., Gerd Ueberschär (Hrsg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Frankfurt a. M. 1993, S. 43–60.

<sup>9</sup> Zit. nach Rolf Günter Renner: Hirn und Herz. Stalingrad als Gegenstand ideologischer und literarischer Diskurse. In: Jürgen Förster (Hrsg.). Stalingrad. Ereignis – Wirkung – Symbol. München u. a. 1992, S. 472–492.

<sup>10</sup> Völkischer Beobachter vom 4. Feb. 1943. Die Abbildung der Titelseite des Völkischen Beobachters diente in späteren Darstellungen in der Bundesrepublik als anschauliches Beispiel für die propagandistische Umdeutung; vgl. etwa Der Spiegel 5/1983, S. 56 (wie Anm. 1).

Logik der offiziellen Lesart. In der Bevölkerung sprach sich die Niederlage schnell herum, schon weil zigtausende Familien betroffen waren. In dem Desaster sahen viele ein Menetekel der Niederlage. Als kurz darauf das Deutsche Afrikakorps, das die Propaganda zuvor – ebenso wie Erwin Rommel – zu einem Inbegriff des deutschen Kampfeswillen stilisiert hatte, verlustreich kapitulierte, machte das Schlagwort vom „zweiten Stalingrad“ im Reich rasch die Runde. Die NS-Parolen wirkten über 1945 hinaus. Die nationalsozialistische Meistererzählung der Ostfront *während* des Krieges bildete einen Ausgangspunkt für die öffentliche Erinnerung *nach* dem Krieg.

### „Stalingrad“ in der westdeutschen Veteranenkultur: Erfahrung, Tapferkeit und Opferbereitschaft

Die westdeutsche Rezeption von „Stalingrad“ nach 1945 zeigt beispielhaft die neuralgischen Punkte eines zentralen und heiß debattierten Themas der deutschen Gesellschaft und Politik in der Nachkriegszeit. Im öffentlichen Gebrauch der Stalingrad-Metapher spiegelte sich das „Stigma der Gewalt“<sup>11</sup> besonders klar wider, das die kulturelle Überformung der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg grundsätzlich kennzeichnete: die Spannung zwischen aktiven und passiven Gewalterfahrungen, zwischen Leiden und Leiden-Lassen, zwischen Sterben und Töten.

Das verdeutlicht zunächst ein Blick auf die soziale Trägerschicht der ehemaligen Wehrmachtsoldaten. Denn „Stalingrad“ war in der Bundesrepublik weniger ein Thema der politischen Elite als der Kriegsteilnehmer. Die wenigen Überlebenden der 6. Armee fanden bereits Ende der 1950er Jahre in der Bundesrepublik und in Österreich in Bünden der ehemaligen „Stalingrad-Kämpfer“ zusammen.<sup>12</sup> Sie waren Teil einer blühenden Veteranenkultur, die von 1950 bis in die 1970er Jahre hinein wie selbstverständlich zum Alltag der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft gehörte.<sup>13</sup> Die „Stalingrader“, wie sie sich auch nannten, zählten in den

<sup>11</sup> Michael Geyer: The Place of the Second World War in German Memory and History. In: New German Critique 71 (1997), S. 5–40.

<sup>12</sup> Vgl. Detlev Vogel: Die deutschen und österreichischen Stalingradbünde. Schritte vom Mythos zur Realität. In: Wette, Ueberschär (Hrsg.), Stalingrad, S. 247–253.

<sup>13</sup> Vgl. Jörg Echternkamp: Mit dem Krieg seinen Frieden schließen – Wehrmacht und Weltkrieg in der Veteranenkultur 1945–1960. In: Thomas Kühne (Hrsg.): Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945. Münster u. a. 2000, S. 80–95; ders.: Zwischen Vernichtungskrieg und Freizeitgesellschaft. Die Veteranenkultur der Bundesrepublik (1945–1995). In: Klaus Naumann (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001, S. 90–113. Vgl. aus der kriegsgeschichtlichen Literatur der Veteranen mit Bezug auf Stalingrad etwa Horst Scheibert: Nach Stalingrad – 48 Kilometer! Der Einsatzvorstoss der 6. Panzerdivision Dezember 1942. Neckargemünd 1955/56 Heidelberg 1956 (= Die Wehrmacht im Kampf, Bd. 10); ders.: Einsatzversuch Stalingrad. Dokumentation einer Panzerschlacht in Wort und Bild: das LVII. Panzerkorps im Dezember 1942. Tagebücher, Gefechtsberichte, Funksprüche. Neckargemünd 1968; Hans Doerr: Der Feldzug nach Stalingrad. Versuch eines operativen Überblickes. Darmstadt 1955.

1960er Jahren rund 900 (Österreich: 700) Mitglieder. Sie veröffentlichten Zeitschriften, trafen sich seit 1958 regelmäßig auf Bundesebene und versammelten sich mit Angehörigen an Gedenkstätten, die eigens den in Stalingrad gefallenen Kameraden gewidmet waren. 1964 ließ der Bund ehemaliger Stalingradkämpfer Deutschland in der hessischen Kreisstadt Limburg ein zentrales Denkmal für die in der Schlacht und in Gefangenschaft gestorbenen Soldaten errichten.<sup>14</sup> Ehemalige Stalingradkämpfer hatten das Mahnmal entworfen. Der 20 Tonnen schwere und etwa dreimal 1,5 Meter große Granitblock auf dem Limburger Soldatenfriedhof trägt die Aufschrift „Stalingrad 1943“. Ein Kristallblock mit Erde aus Stalingrad, der sich unter einer Bronzeschale befand, sollte die räumliche und zeitliche Nähe zum fernen Schlachtort herstellen und dem symbolischen Ort seine Aura verleihen.

Wegen ihrer Provenienz und ihres religiösen Charakters ist eine andere symbolische Erinnerungsform bis heute bekannter. Wie der Gedenkstein im öffentlichen Raum erinnert seit 1983 in der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche die sogenannte Stalingrad-Madonna an die Schlacht.<sup>15</sup> Das 1942/43 entstandene Bild zeigt eine sitzende Frauengestalt, die unter ihrem weiten Mantel schützend ein Kind hält. Reproduktionen finden sich in zahlreichen deutschen und österreichischen Städten.<sup>16</sup> Das Bild, das der evangelische Pfarrer Kurt Reuber in Stalingrad als Sinnbild der Hoffnung auf Leben gemalt hatte, bot eine religiöse Überhöhung der Todeserfahrung für das Gedenken an die Gefallenen und mahnte zum Frieden. Eine Reproduktion des Bildes zierte beispielsweise 1953 das Mitteilungsblatt der ehemaligen Gebirgsjäger. Das Gedicht eines Veteranen aus Cuxhaven – „niedergeschrieben vor dem Madonnenbilde Dr. Reubers“ – lieferte das religiöse Deutungsangebot nach: So wie die Mutter das „Schmerzgeborene“ liebevoll schützte, so berge Gott „die Sterbenden“, die Soldaten, die am Rande der Steppe „in des Todes Schlünden“ stünden.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> <http://limburg.de/index.phtml?La=1&sNavID=1680.202.1&mNavID=1680.4&object=tx|1680.796.1&sub=0>; vgl. dort die Abbildungen. „Der Gedenkstein trägt eine Bronzetafel des Bildnisses von Dr. Kurt Reuber, einem Pfarrer und Oberarzt, der aus Stalingrad nicht zurückkehrte, das dieser auf die Rückseite einer russischen Landkarte gezeichnet hatte. Das Bild zeigt die Madonna, die ihr Kind ganz eng an sich schmiegt, fast als wären beide noch eins. Die Umschrift um das Bild lautet ‚1942 – Weihnachten im Kessel – Licht – Leben – Liebe.‘“

<sup>15</sup> Vgl. *Joseph B. Perry*: The Madonna of Stalingrad. Mastering the (Christmas) Past and West German National Identity after World War II. In: *Radical History Review* 83 (2002), S. 7–27; vgl. auch *Martin Kruse* (Hrsg.): Die Stalingrad-Madonna. Das Werk Kurt Reubers als Dokument der Versöhnung. 2. Aufl. Hannover 1993.

<sup>16</sup> Vgl. die Zusammenstellung unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Stalingradmadonna>. Die Darstellung trägt die umlaufende Schrift „1942 Weihnachten im Kessel – Festung Stalingrad – Licht, Leben, Liebe“. Das 105 × 80 Zentimeter große Bild wurde mit Holzkohle auf die Rückseite einer russischen Landkarte gezeichnet.

<sup>17</sup> Weihnachts-Mitteilungen der ehemaligen deutschen Gebirgstruppe 1953, Titelseite (Militär-geschichtliches Forschungsamt, Bibliothek, Z 133). *Arno Pötsch*: „Vor der Weihnachtsmadonna von Stalingrad. III. Sonett“. In: Ebd., S. 4. Hier findet sich auch zum Gedenken an „die treuen Kameraden“ die Abbildung eines Kriegsbildes des Kriegsmalers Franz Eichhorst. Das Gemälde „Erinnerung an Stalingrad“, das 1943 im Haus der Kunst in München gezeigt worden war, zeigt Tote und Verwundete in einem Schützengraben.

Das Motiv eignete sich auch für die Erinnerung im privaten Raum. So hatte ein Stalingrad-Veteran zum 50. Jahrestag in seinem Garten eine Stele mit der „Madonna von Stalingrad“ aufgestellt. Zehn Jahre später wurde der Stein nach Limburg auf den Domfriedhof gebracht und zur Erinnerung an den 60. Jahrestag der Schlacht um Stalingrad im Rahmen des 23. Bundestreffens des Bundes ehemaliger Stalingradkämpfer Deutschland am 22. September 2002 eingeweiht.

In der Erinnerungspraxis der „Stalingrader“ wurde die Schlacht auf unterschiedliche Weise metaphorisch verwendet. Drei Varianten lassen sich unterscheiden. Erstens deutete „Stalingrad“ in gesinnungsethischer Verengung auf die Bereitschaft zum Opfer – ganz gleich wofür und ganz so, als ob die Handlungsfolgen nicht längst bekannt gewesen wären. Zweitens leiteten die Veteranen in einem Prozess der Bedeutungsübertragung aus der Erfahrung des Leidens im Kessel 1942/43 ihre besondere Glaubwürdigkeit als Mahner für den Frieden in Europa ab. Drittens mythisierte die Metapher die Schlacht als Wendepunkt nicht nur des Zweiten Weltkrieges oder der Militärgeschichte. Im Kontext der in der Ära Adenauer vorherrschenden Abendland-Ideologie, die den christlichen Okzident in Gefahr sah, stand Stalingrad als Metapher vielmehr für den Beginn des Werteverfalls in der westlichen Welt.

Der sozial- und kulturgeschichtliche Hintergrund, vor dem die ehemaligen Soldaten den „Mythos von Stalingrad“<sup>18</sup> entwickelten und kultivierten, erklärt sein Plausibilitätpotenzial und seine Attraktivität: Die „Spätheimkehrer“ waren ja keineswegs spät heimgekehrt, sondern wie mit einer Zeitmaschine in die Zukunft katapultiert worden. Die zurückgelassene, vertraute Gesellschaft der 1930er Jahre hatte sich in den fünfziger Jahren zu einer Konsumgesellschaft gewandelt, deren Materialismus, Werteverfall und Anonymität die Veteranen schockierte. Wenn sie dagegen Werte wie Kameradschaft, Opferbereitschaft und Pflichtgefühl hochhielten, kann man das als eine Antwort auf die Entwicklung der Nachkriegsgesellschaft verstehen.<sup>19</sup>

Allerdings waren auch entgegengesetzte Lesarten möglich: Manchen Veteranen galt Stalingrad als Sinnbild für sinnlose Befehle und „Kadavergehorsam“. Der Ehrenvorsitzende des deutschen Stalingradbundes beispielsweise bezweifelte, dass man von diesen konkreten Umständen einfach absehen und zeitlose soldatische Tugenden erkennen könne.<sup>20</sup> Nur auf den ersten Blick unvereinbar mit dem Stalingrad-Mythos scheint zudem, dass so mancher Stalingrader keinen Hass auf die Russen empfand. Immer wieder führten die Veteranen Beispiele der Hilfsbereitschaft an, die sie in der Gefangenschaft erlebt hatten. Schon 1960 bezogen sie die russischen Gefallenen und in Kriegsgefangenschaft gestorbenen Rotarmisten in das Gefallenengedenken ein. Da überrascht es nicht, dass „Stalingrader“ Kränze auch auf russischen Friedhöfen ablegten.<sup>21</sup>

<sup>18</sup> Kumpfmüller, Die Schlacht von Stalingrad.

<sup>19</sup> Vgl. Jörg Echternkamp: Soldaten im Nachkrieg. Historische Deutungskonflikte und westdeutsche Demokratisierung 1945–1955. München 2014.

<sup>20</sup> Vgl. Vogel, Die deutschen und österreichischen Stalingradbünde, S. 250.

<sup>21</sup> Vgl. Ebd., S. 252.

Im großen Ganzen jedoch reicherten die Veteranen ihre Kriegs-Erzählungen mit nachträglicher Sinnstiftung an: Der Kampf für das Vaterland gegen den Bolschewismus war damals wie im Kalten Krieg eine patriotische Pflicht, die der deutsche Soldat mit dem ihm eigenen Tugenden erfüllt habe – und weiter erfüllen würde. So lautete die Botschaft nach wie vor.<sup>22</sup> Kurz: Die Metapher „Stalingrad“ fungierte als Scharnier zwischen zwei Deutungssträngen. Einerseits eignete sich die Schlacht als leuchtendes Emblem deutschen Soldatentums, andererseits evozierte sie das Leiden der Deutschen im Krieg. Die Verbrechen musste man dazu nicht eigens erwähnen – ein Zeichen dafür, dass ihre Kenntnis wie selbstverständlich vorausgesetzt wurde.

### „Stalingrad“ in der Populärkultur der Bundesrepublik 1949–1989

Eine auflagenstarke Populärliteratur prägte in der Bundesrepublik das öffentliche Bild des Krieges im Osten. Das betrifft zunächst die apologetischen Memoiren der militärisch Verantwortlichen und die Divisionsgeschichten, die seit den 1950er Jahren die Verzerrung durch die Brille der Wehrmacht verstärkten. „Verlorene Siege“: Dieser Titel der 1955 publizierten Erinnerungen Erich von Mansteins – des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Don, zu der die 6. Armee gehörte – steht beispielhaft für derlei Rechtfertigungsschriften. Sie schrieben den militärischen Zusammenbruch Hitlers militärischer Inkompetenz zu, zweifelten nicht am grundsätzlichen Sinn des Angriffskrieges und ließen jegliche Selbstkritik missen.<sup>23</sup> Den Blick „von unten“, die Wahrnehmung der Landser, gab seit den fünfziger Jahren die publizierte Feldpost frei. Unter dem Titel „Letzte Briefe aus Stalingrad“ erschienen erstmals 1950 in einem schmalen Bändchen vermeintlich authentische Dokumente, die Stalingrad als einen Ort des Schreckens ausmalten.<sup>24</sup> Die Briefe, die ursprünglich für ein zeitgenössisches Stalingrad-Buch gedacht, von Goebbels aber als „untragbar für das deutsche Volk“ abgelehnt worden waren, galten nach dem Krieg im Inland und im Ausland, wo die Anthologie

<sup>22</sup> Vgl. das Interview des (seit 2000) Vorsitzenden des „Bundes ehemaliger Stalingradkämpfer“, Horst Zank. In: Junge Freiheit vom 31. Jan. 2003 (<http://www.jf-archiv.de/archiv03/063yy09.htm>). Danach gab es 2000 noch etwa 150 „Stalingrader“, die Mitglied des Bundes und am Leben waren, alle über achtzig Jahre alt. Der 1919 geborene Zank, Oberst a. D. der Bundeswehr seit 1979, sah angesichts des „Propagandalärms“ rund um „die unglaubliche Wehrmachtsausstellung des Herrn Reemtsma“ keine Chance auf ein nationales Stalingrad-Denkmal; eine „Genugtuung“ sei das große Medieninteresse. Zank betonte – und sprach auch für die toten Kameraden –, in gutem Glauben und voller Patriotismus für Deutschland gekämpft zu haben. Vgl. seine Memoiren *Horst Zank: Stalingrad. Kessel und Gefangenschaft*. Hamburg 2001.

<sup>23</sup> *Erich von Manstein: Verlorene Siege*. Bonn 1955. Nach Kriegsende inhaftierten die Briten Manstein und verurteilten ihn 1949 als Kriegsverbrecher. Nach seiner Haftentlassung 1953 beriet Manstein bis 1960 inoffiziell die neu aufgestellte Bundeswehr. Vgl. *Oliver von Wrochem: Erich von Manstein. Vernichtungskrieg und Geschichtspolitik*. Paderborn 2006.

<sup>24</sup> Vgl. mit Auszügen: Die letzten Stalingrad-Briefe. In: *Der Spiegel* 5/1949, S. 15.

in zahlreichen Übersetzungen erschien, als ein menschliches Dokument, als Ausdruck der Ängste und Hoffnungen der einfachen Soldaten. Die Briefe wurden schon bald vertont. 1961 entstand eine Schallplatte, auf welcher der deutsche Schauspieler Hansjörg Felmy einigen Briefschreibern seine Stimme lieh.<sup>25</sup> Seit den 1960er Jahren tauchten indes immer wieder Zweifel auf, ob die Briefe – die an die im Ersten Weltkrieg erschienene Sammlung „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ erinnerte – wirklich echt oder gefälscht, zumindest aber manipuliert worden seien.<sup>26</sup>

Sodann zeichneten seit den 1960er Jahren populärgeschichtliche Machwerke wie der Bestseller „Unternehmen Barbarossa“, das der ehemalige SS-Obersturmbannführer und Pressechef von Außenminister Joachim von Ribbentrop, Karl Schmidt, unter dem Pseudonym Paul Carell auf den Markt brachte, das Bild eines sinnvollen, sauberen Krieges – *mit* Heldentum, *ohne* Verbrechen.<sup>27</sup> Laut Verlag zeigte Carell, dass „Völkerschicksal“ auch Einzelschicksal gewesen sei, indem er das „unmittelbare Erleben des Frontsoldaten“ mit kriegsgeschichtlicher Darstellung verbinde. Das las sich etwa wie folgt:

Aber jetzt zeigte sich, was eine kampferfahrene und gut ausgerüstete deutsche Division zu leisten vermochte; jetzt zeigte sich auch, daß die russischen Offensivarmeen keineswegs überragende Kampfverbände waren. Die altbewährte thüringisch-hessische 29.I.D. (mot.) stand in den Tagen der Katastrophe fünfzig Kilometer südwestlich Stalingrad in der Steppe als Reserve der Heeresgruppe. [...] Am 19. November ist die voll kampffähige Division [...] ein Geschenk des Himmels. [...] Wie die wilde Jagd brausen die 29er los. Die Panzerabteilung mit fünfundfünfzig Panzern III und IV voran. An den Flanken die Panzerjäger. Dahinter auf ihren Schützenpanzern die Grenadiere. Und dann die Artillerie. Trotz Nebel geht es voran. Dorthin, wo der Schlachtenlärm ertönt. Die Kommandanten stehen im offenen Turm. Die Sicht ist keine hundert Meter. Da reißt der Nebel auf. Im selben Augenblick reißt es auch die Panzerkommandanten hoch: Vor ihnen [...] rollt breitflächig die sowjetische Panzerarmada des XIII. mechanisierten Korps heran. Die Luken der Panzerkuppeln fliegen zu. Die alten Kommandos ertönen: „Turm 12 Uhr!“ – „Panzergranate“ – „400“ – Viele Feindpanzer“ – „Feuer frei!“<sup>28</sup>

Der Bestseller ist ein Beispiel für die Zählbarkeit sinnstiftender Deutungsangebote über den Regimewechsel von der Diktatur zur Demokratie hinweg. Schließlich standen auch die bekannten literarischen Verarbeitungen von „Stalingrad“ eher im Zeichen der Kontinuität, wie Literaturhistoriker für Theodor Pliviers Roman „Stalingrad“ (1945) und Heinz G. Konsaliks Roman „Der Arzt von Stalingrad“ (1956) gezeigt haben. Noch der Anti-Kriegsroman blieb binären literarischen

<sup>25</sup> Hansjörg Felmy liest: Letzte Briefe aus Stalingrad. Deutsche Grammophon 1961. [Sprechplatte]

<sup>26</sup> Vgl. die Einführung von Jens Ebert im Deutschlandradio <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/feldpost-stalingrad/briefe.html>.

<sup>27</sup> *Paul Carell: Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Rußland.* Frankfurt a. M. 1963, zahlreiche Neuauflagen bis heute. Zu Carell vgl. *Wigbert Benz, Paul Carell: Ribbentrops Pressechef Paul Karl Schmidt vor und nach 1945.* Berlin 2005. Carell-Schmidt schrieb u. a. für *Die Zeit*, *Die Welt* und *Der Spiegel*. Zum 50. Jahrestag interpretierte er den Schlachtausgang als „Sieg und Untergang“ in einem Präventivkrieg: *Paul Carell: Stalingrad. Sieg und Untergang der 6. Armee.* Berlin/Frankfurt a. M. 1992.

<sup>28</sup> Hier zit. nach der Ausgabe des „Deutschen Bücherbundes“ *Paul Carell: Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Rußland,* Stuttgart o. J., S. 514.



Diskursen verhaftet, die sich zum Teil vor dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet hatten. Dazu gehörte die Betonung von Distanz und Nähe zwischen Deutschen und Russen, die Verklärung der gemeinsamen Empfindungsart ebenso wie die rasseideologische Abwehr des „Asiatischen“.

Als Thema des Geschichtsunterrichts galt Stalingrad bis in die 1980er Jahre wenig, wie die Analyse von Lehrplänen und Schulbüchern gezeigt hat.<sup>29</sup> Wo die auf Kapitulation, Verlust und Kriegswende verkürzte Schlacht am Rande auftauchte, musste sie den Schülern weniger als eine Katastrophe für die russische Seite denn als ein Verhängnis für Deutschland erscheinen, das die Abbildung deutscher Kriegsgefangener auch visuell zum Ausdruck brachte.<sup>30</sup> Einige Lehrbücher erweiterten das Blickfeld durch einen Perspektivenwechsel, darunter das Geschichtslehrbuch für Gymnasien „Fragen an die Geschichte“, das sich durch die weitgehende Konzentration auf Quellentexte von den eher handbuchartigen Schulbüchern der 1960er Jahre didaktisch abhob. Um Stalingrad ging es zum einen aus deutscher Sicht, zum anderen – in einem Abschnitt, der die Folgen des Krieges für die UdSSR behandelte – im Hinblick auf die sowjetische Erinnerungspolitik am Beispiel des abgebildeten Wolgograder Denkmals der „Mutter Heimat“: „Was ist der Sinn solcher Gedenkstätten aus sowjetischer, was aus Ihrer Sicht?“ lautete die ideologiekritische Frage an die Schüler.<sup>31</sup> Einen anderen Zugang sollte erst 2005 „Geschichte und Geschehen“ wählen, ein Lehrbuch für die Sekundarstufe I. Die Autoren nutzten „Stalingrad“ als ein Beispiel, um die Bedeutungszuweisung in der nationalsozialistischen Propaganda mit der Erfahrung der betroffenen Soldaten im Kessel von Stalingrad zu kontrastieren. Die Gegenüberstellung verschiedener Wehrmachtberichte vom Januar 1943 mit Auszügen aus den genannten „letzten Briefen“ sollte die Heldentod-Prosa an den Grausamkeiten des Kessels auflaufen lassen.<sup>32</sup>

Stalingrad und die Ostfront insgesamt blieben bis weit in die 1980er Jahre im Schatten der öffentlichen und der politischen Debatten der Bundesrepublik. Das Gegenteil war in der DDR der Fall.

<sup>29</sup> Vgl. mit weiterführender Literatur Wigbert Benz: Stalingrad in deutschen Schulgeschichtsbüchern, <http://www.historisches-centrum.de/forum/benz03-1.html>.

<sup>30</sup> Vgl. zum Beispiel Geschichtsbuch. Die Menschen und ihre Geschichte in Darstellungen und Dokumenten. Allgemeine Ausgabe: Von 1917 bis heute. München 1988, S. 141 (ein Absatz: Gefangenschaft und Tod), S. 147 (Hinweis auf die Wahrnehmung als Kriegswende in einer Quelle); Grundriß der Geschichte. Bd. 2: Neuzeit seit 1789. Stuttgart 1992, S. 334 (zwei Sätze zur Kapitulation der 6. Armee, die als Wende empfunden worden sei); Rückspiegel Geschichte. Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Paderborn 1996, S. 163f. (Stalingrad als „Symbol“ für die Kriegswende, dazu der Hinweis auf die zeitgleiche Niederlage in Nordafrika; ein Foto zeigt deutsche Gefangene).

<sup>31</sup> Heinz Dieter Schmid (Hrsg.): Fragen an die Geschichte. Frankfurt a. M. 1984, hier 4. Aufl. 1990, S. 89 (ein Satz im darstellenden Text: „In Stalingrad wurde die deutsche 6. Armee, fast 30 000 Soldaten, eingeschlossen und geriet in Gefangenschaft“) und S. 164.

<sup>32</sup> Daniela Bender: Geschichte und Geschehen. Sekundarstufe I. Bd. 4. Leipzig 2005, S. 128.

## „Stalingrad“ als Katharsis: historische Legitimation in der DDR

Im Unterschied zum Beschweigen in der Bundesrepublik war „Stalingrad“ nachge-  
rade ein historischer Fluchtpunkt des politischen Herrschaftsdiskurses der SED,  
vor allem in der Ära Ulbricht. Zwei Aspekte lassen sich auseinanderhalten. Zum  
einen war der Sieg der Sowjetunion nach kommunistischer Lesart ein „hegeliani-  
scher Moment“ der Weltgeschichte. In Stalingrad hatte der „Weltgeist“ gewirkt, der  
Tod unschuldiger Landsler war das Fanal der Niederlage des Faschismus. Hier ließ  
sich – darin lag die politische Legitimationsfunktion für die SED – die Überlegen-  
heit des Sozialismus historisch nachweisen.<sup>33</sup> Das erklärt auch die glorifizierende  
Erinnerung an Stalingrad in der UdSSR, die der Trauer über das Massensterben  
keinen Platz einräumte. In dem offiziellen Stalingrad-Narrativ spiegelte sich der  
interpretative Schachzug der SED wider, sich und ihr Regime auf die Seite der Sie-  
ger zu schlagen. „Stalingrad“ war der ideale Fluchtpunkt einer Perspektive, die das  
Ergebnis der militärischen Auseinandersetzung im Sinne des historischen Materia-  
lismus auf eine ideologische Zwangsläufigkeit zurückführte. Nicht rassistische Ex-  
pansion und Vernichtung, sondern die Zerschlagung des Bolschewismus war denn  
auch in den Augen der Kommunisten das Kriegsziel des NS-Regimes gewesen.<sup>34</sup>

Zum anderen ließ sich mit Stalingrad das Problem der sozialen Integration  
ehemaliger Wehrmachtsoldaten lösen, vor dem die DDR genauso stand wie die  
Bundesrepublik. In der „roten Version“ des Wehrmacht-Mythos<sup>35</sup> geriet Stalin-  
grad zum Ort und Moment der politischen Läuterung. Die Katharsis im Kessel  
und in der Kriegsgefangenschaft hatte danach die antibolschewistischen Wehr-  
machtsoldaten in kommunistische Kämpfer für den Frieden verwandelt, die nach  
1945/49 in der SBZ/DDR ihr Betätigungsfeld gefunden hatten. Die durch „Ein-  
kehr und Umkehr“ geläuterten „Stalingrader“ wurden Mitglied in der SED oder  
der Nationaldemokratischen Partei (NDPD), dem Auffangbecken für nationalso-  
zialistische Altlasten. Seit 1958 arbeiteten sie als Militärberater in der Arbeitsge-  
meinschaft ehemaliger Offiziere (AeO).<sup>36</sup> Der prominenteste Wehrmacht-General

<sup>33</sup> Vgl. *Christina Morina*: Legacies of Stalingrad. Remembering the Eastern Front in Germany since 1945. Cambridge 2011, S. 70f.; *dies.*: Der Krieg als Vergangenheit und Vermächtnis. Zur Rolle des Zweiten Weltkrieges in der politischen Kultur Ostdeutschlands, 1945–1955. In: *Jörg Echternkamp* (Hrsg.): Kriegsenden, Nachkriegsordnungen, Folgekonflikte. Wege aus dem Krieg im 19. und 20. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 2012, S. 179–198. *Jeffrey Herf*: „Hegelianische Momente“. Gewinner und Verlierer in der ostdeutschen Erinnerung an Krieg, Diktatur und Holocaust. In: *Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer, Wolfgang Schwentker* (Hrsg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt a. M. 2003, S. 198–209, hier S. 201.

<sup>34</sup> Vgl. die Beispiele bei *Morina*, Legacies of Stalingrad, S. 75.

<sup>35</sup> *Karen Hartewig*: Militarismus und Antifaschismus. Die Wehrmacht im kollektiven Gedächtnis der DDR. In: *Michael Th. Greven, Oliver von Wrochem* (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik. Opladen 2000.

<sup>36</sup> Vgl. *Paul Heider*: Die Arbeitsgemeinschaft ehemaliger Offiziere (AeO) – Propaganda- und Diversioninstrument der SED. In: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 61 (2002), S. 461–487. In dem Kontext steht das Bemühen der SED am Vorabend der Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO um westdeutsche Wehrmachtveteranen, bei der Paulus, der 1953 aus der Gefan-

a. D., Friedrich Paulus, lebte seit der Rückkehr aus seiner zehnjährigen Kriegsgefangenschaft 1953 bis zu seinem Tod 1957 in Dresden.<sup>37</sup> In ihren Memoiren konstruierten die Generäle biographische Kontinuitäten über die militärische Niederlage und den politischen Frontwechsel hinweg.<sup>38</sup> Ihre private Erinnerung stand mit der offiziellen im Einklang. Die Propaganda war ihrerseits keine aus der Luft gegriffene hohle Phrase, sondern hatte einen erfahrungsgeschichtlichen Hintergrund. Schließlich waren Teile der politischen Führung – Walter Ulbricht, Wilhelm Pieck – an der Ostfront oder im antifaschistischen Widerstand gewesen.<sup>39</sup> Dem entsprechend schwächte sich die Bedeutung Stalingrads in den 1970er und 1980er Jahren ab. Erich Honecker, Ulbrichts Nachfolger im Amt des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der SED, hatte die Kriegszeit nicht an der Front oder in Kriegsgefangenschaft, sondern in einem deutschen Gefängnis verbracht. Gleichwohl gab auch Honecker den historischen Gründungsmythos nicht auf, wie etwa die Gedenkveranstaltungen zum 40. Jahrestag der Schlacht zeigten.<sup>40</sup>

Die Präsenz der Ostfront und namentlich Stalingrads in der öffentlichen Erinnerung in der DDR der 1950er und 1960er Jahre darf indes nicht mit der „Aufarbeitung“ der „Operation Barbarossa“ verwechselt werden. Weil die SED die Masse der Ostdeutschen als von Hitler verführte „Arbeiterschaft“ exkulierte, die für die Verbrechen nicht verantwortlich gewesen sei, musste man sich mit ihnen auch nicht über Gebühr befassen. In Ost- wie in Westdeutschland blieben daher die komplexeren historischen Ereignisse, vor allem die Beteiligung der Wehrmacht an Kriegsverbrechen und das Leiden der einheimischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten, im Dunkeln.

## Konkretisierung und Trivialisierung seit den 1990er Jahren

Mit dem Ende des Systemkonflikts, der Vereinigung der deutschen Staaten und einem sicherheitspolitischen Paradigmawechsel, der militärische Gewalt in den

genschaft in die DDR gekommen war, eine führende Rolle spielte; *Morina*, Legacies of Stalingrad, S. 93–100.

<sup>37</sup> Vgl. *Torsten Diedrich*: Paulus. Das Trauma von Stalingrad. Eine Biographie. Paderborn 2008.

<sup>38</sup> Vgl. Wilhelm Adam (1893–1978), Heinrich Homann (1911–1994), Otto Korfes (1889–1964), Arno von Lenski (1893–1986), Vincenz Müller (1894–1961); *Jens Hüttmann*: Das Gedächtnis der Generäle. Zum Frontwechsel deutscher Soldaten auf die „Siegerseite“ der Geschichte. In: *Andreas Kahler* u. a. (Hrsg.): Gedächtnispolitik. Eine kritische Zwischenbilanz. Berlin 2003, S. 57–93. *Morina*, Legacies of Stalingrad, S. 138ff.; *Jürgen Danyel*: Die Erinnerung an die Wehrmacht in beiden deutschen Staaten. In: *Rolf-D. Müller, Hans-E. Volkmann* (Hrsg.): Die Wehrmacht: Mythos und Realität. München 1999, S. 1139–1150.

<sup>39</sup> Den Akzent auf die politische Elite setzt *Morina*, Legacies of Stalingrad. In Anlehnung an *Jeffrey Herf*: Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys. Cambridge, MA u. a. 1997, S. 1–12, spricht *Morina* (ebd., S. 2) von *political memory*, um die Bilder und Narrative in den öffentlichen Reden von Politikern und Veteranen herauszuarbeiten; die *Praxis* des Erinnerns (*remembrance* als individueller oder kollektiver Akt) bleibt hier ausgespart.

<sup>40</sup> Vgl. *Morina*, Legacies of Stalingrad, S. 184–188.

Alltag einer postheroischen Gesellschaft zurückholte, änderten sich die Rahmenbedingungen für den „öffentlichen Gebrauch von Geschichte“. Damit verschob sich auch der Sinngehalt von „Stalingrad“. Zwei scheinbar gegensätzliche Entwicklungen lassen sich unterscheiden: die Konkretisierung des historischen Ereignisses und seine Trivialisierung.

In der Presse, in Ausstellungen<sup>41</sup> und in den Reden der Politiker zu runden Jahrestagen wurde das Kriegsgeschehen häufiger und deutlicher in Ort und Zeit verankert. Es war, als ob sich der Nebel, der jahrzehntelang über dem „Russlandfeldzug“ gelegen hatte, immer mehr verzog und endlich den Blick auf komplexe historische Ereignisse im Kontext der rasseideologischen NS-Politik freigab. Das hing zweifellos mit der Aufarbeitung der Verbrechen der Wehrmacht zusammen, deren Ergebnisse die Wanderausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung von 1995 bis 1999 und, in einer überarbeiteten Fassung, von 2001 bis 2004 einer breiten Öffentlichkeit vor Augen führte.

Auch Stalingrad wurde zu einem „Medienereignis“. Eine sechsteilige Dokumentation des Krieges im Osten aus Sicht der Soldaten beider Seiten zeigte das Zweite Deutsche Fernsehen 1991 unter dem Titel „Der verdammte Krieg: Operation Barbarossa“, eine deutsch-sowjetische Koproduktion (und eine der ersten größeren Sendungen des ZDF-Historikers Guido Knopp).<sup>42</sup> Der zweideutige Titel („verdammte“) zeugte von der Ambivalenz der öffentlichen Erinnerung. 1993 folgte als Fortsetzung der Fünfteiler „Entscheidung Stalingrad“.<sup>43</sup> Interviews mit „Zeitzeugen“, Fotos und szenische Rekonstruktionen sollten die Zuschauer auswählen. Zum 60. Jahrestag 2002 legte die ARD mit einem neunzigminütigen Dokumentarfilm über den „Rattenkrieg“ und den „Kessel“ von Stalingrad nach.<sup>44</sup> Die Dokumentationen auf ARD und ZDF waren um einen Perspektivwechsel bemüht: Auch sowjetische Soldaten, auch zivile Bewohner Stalingrads kamen nun zu Wort, die als Kinder monatelang dem Terror ausgesetzt waren. Nach 60 Jahren wurde schließlich die Erinnerung an einen Ort wie Stalingrad selbst zum Gegen-

<sup>41</sup> So die Ausstellung „Erobern und Vernichten“, vgl. *Peter Jahn, Reinhard Rürup* (Hrsg.): *Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945*. Berlin 1992.

<sup>42</sup> Zehn Jahre zuvor, 1981, war eine amerikanisch-sowjetische Koproduktion in deutscher Übersetzung in Ost- und Westdeutschland ausgestrahlt worden. „Der entscheidende Krieg“ bzw. „Der unvergessene Krieg“ lauteten die Übersetzungen; vgl. *Wulf Kansteiner*: *In Pursuit of German Memory. History, Television, and Politics after Auschwitz*. Athens, OH 2006.

<sup>43</sup> Dazu erschienen drei Begleitbände: *Guido Knopp*: *Der Verdammte Krieg*. 3 Bde. München 1991. Bd. 2 trägt den Titel „Stalingrad 1942–1943“. Eine Sonderausgabe erschien 1998. 2006 legte Knopp mit dem 90minütigen Dokumentarfilm „Stalingrad. Die Wende an der Wolga“ nach (Regie: Sebastian Dehnhardt und Jörg Müllner, Manfred Oldenburg). Vgl. *ders.*, *Rudolf Gültner*: *Stalingrad. Das Drama*. München 2006. Es handelte sich um einen Zusammenschnitt („Director's Cut“) der genannten Trilogie. Vgl. auch *Guido Knopp*: „Der Jahrhundertkrieg“. München 2002.

<sup>44</sup> Regie: Christian Klemke. Vgl. die Besprechung in der FAZ: *Wiederentdeckung einer Schlachtfeldfahrt. Sechzig Jahre nach Stalingrad. Eine vorbildliche historische Dokumentation in der ARD zeigt den Krieg und die Menschen*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 20. Dez. 2002. Der RBB z. B. wiederholte den Film 2008. Vgl. zu den „Dokus“ zum 60. Jahrestag: *Der Kampf um Stalingrad*. In: *Berliner Zeitung* vom 9. März 2012.

stand der Geschichtsforschung und der musealen Inszenierung.<sup>45</sup> Das verband sich mit einem multiperspektivischen Ansatz, der das historische Ereignis nicht nur aus militär-, sozial-, kultur- und politikgeschichtlichem Blickwinkel, sondern eben auch binational thematisierte.

Der siebzigste Jahrestag der Schlacht bei Stalingrad war für das neue Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden Anlass für die von Dezember 2012 bis April 2013 präsentierte Sonderausstellung, die das Geschehen und seine Mythisierung nicht zuletzt anhand von Exponaten aus privater Hand sinnfällig werden ließ. Die Ausstellung, die in Zusammenarbeit mit dem Panoramamuseum „Stalingrader Schlacht“ in Wolgograd und weiteren russischen Museen entstand, zeigte auch den „Weihnachtsgruß Görings“: einen künstlichen Weihnachtsbaum. Das mit Lametta, einer Engelsfigur, verschiedenen Sternen und einer Kugel verzierte Exemplar hatte die eingekesselten Soldaten über die Luftbrücke zur „Kriegsweihnacht“ wohl deshalb nicht erreicht, weil ein Offizier des entsprechenden Luftgau-Kommandos ihn zuvor für sich „abgezweigt“ hatte.<sup>46</sup> Die subjektive Dimension sollen weiterhin Feldpostbriefe ausleuchten. Sie finden sich im Museum ebenso wie im Internet, wo etwa einzelne Briefe des 21-jährigen Ekkehard Johler an seine Familie in Hamburg auf einer privaten Website zugänglich gemacht wurden.<sup>47</sup> Darüber hinaus unterstreichen Memoiren aus dem Kreis der überlebenden Soldaten mit dem Blick „von unten“ die Leidenserfahrung, die sich auch auf die Kriegsgefangenschaft im GULag erstreckte und so Krieg und Nachkrieg erfahrungsgeschichtlich verklammerte.<sup>48</sup>

Mit dieser erfahrungsgeschichtlichen Orientierung hängt eine zweite, scheinbar gegenläufige Entwicklung zusammen. Der Zuwachs an Komplexität lief mit der komplexitätsreduzierenden Trivialisierung der Schlacht in den Massenmedien parallel. Den Auftakt machte 1993 der Spielfilm „Stalingrad“ (Regie: Joseph Vilsmaier), der das Ereignis in erster Line durch die Brille des Wehrmachtoffiziers

<sup>45</sup> *Peter Jahn* (Hrsg.): *Stalingrad erinnern. Stalingrad im deutschen und im russischen Gedächtnis*. Berlin 2003.

<sup>46</sup> Weihnachtsbäumchen für Stalingrad. In: *Militärgeschichte. Zeitschrift für Historische Bildung* 2 (2012), S. 28. Zum Museum vgl. [www.mhmbw.de](http://www.mhmbw.de).

<sup>47</sup> Vgl. [http://www.lauritzen-hamburg.de/ekkehard\\_johler\\_stalingrad.html](http://www.lauritzen-hamburg.de/ekkehard_johler_stalingrad.html). Vgl. auch *Wulf Stratawa*: *Kein Friede in Stalingrad. Feldpostbriefe 1941/1942*. Wien 1994; *Wido Spratte* (Hrsg.): *Stalingrad: Feldpostbriefe des Oberleutnants Harald Bleker*. Osnabrück 2000. *Jens Ebert* (Hrsg.): *Im Funkwagen der Wehrmacht durch Europa: Balkan, Ukraine, Stalingrad. Feldpostbriefe des Gefreiten Wilhelm Moldenhauer 1940–1943*. Berlin 2008. Weiterhin wurden die „letzten Briefe aus Stalingrad“ reproduziert, etwa am Ende des Bildbandes von *Christian Zentner*: *Stalingrad. Wie es wirklich war*. Rastatt [2001], S. 81–92. Zur vergleichenden Analyse von Feindbildern anhand von Briefen vgl. *Alexander Proskouriakov*: *Feldpost aus Stalingrad. Kriegswahrnehmung und soziales Bewusstsein deutscher und russischer Soldaten*. Berlin 2004.

<sup>48</sup> Vgl. zuletzt *Dieter Peeters*: *Vermißt in Stalingrad. Als einfacher Soldat überlebte ich Kessel und Todeslager. 1941–1949*. Berlin 2005 (6. Aufl. 2012). Der Klappentext signalisiert den narrativen Tenor: „Der Autor schildere „die Wochen in der Hölle des Kessels aus der Sicht eines einfachen Soldaten. [...] Er durchlebt das Grauen in einem Todeslager und sechs lange Jahre in einem Straflager am Ural. [...] Seine ungeschminkt geschriebenen Erinnerungen sind ein Dokument des Leidens“.

Hans von Witzland zeigte. „Knalliges Kriegs-Kino, aber mit ungutem Gewissen“, kommentierte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*.<sup>49</sup> 2001 eröffnete der Kriegsfilm „Duell – Enemy at the Gates“ die Berlinale. Der Regisseur Jean Jacques Annaud reduzierte die Schlacht von Stalingrad zur bloßen Kulisse eines Katz-und-Maus-Spiels zweier Scharfschützen, mit viel Action, Liebesgeschichten und Happy End.<sup>50</sup> Die Schlacht geriet hier zu einem „pyrotechnischen Spektakel“.<sup>51</sup>

Eine ganz anders gelagerte Ablösung von dem konkreten Ereignis, die aufgrund des unterstellten historischen Wissens bis heute möglich ist, liegt in der im engeren Sinne metaphorischen Verwendung: der Übertragung des Begriffs „Stalingrad“ durch Analogieschluss auf andere historische oder tagespolitische Ereignisse. So zogen 2011 zahlreichen Schlagzeilen eine semantische Parallele zwischen der Schlacht bei Stalingrad und dem Häuserkampf der UNO-Soldaten gegen Islamisten in Somalias Hauptstadt Mogadischu.<sup>52</sup> Als „Stalingrad an der Donau“ bezeichnete ein ungarischer Historiker 1999 die Schlacht zwischen Wehrmacht und Roter Armee um das belagerte Budapest; sein Rezensent nutzte die Formel „ein zweites Stalingrad“, die sich vor 1945 auf die Kapitulation des Afrika-Korps bezogen hatte.<sup>53</sup> Als Inbegriff militärischer Gewalt hält „Stalingrad“ in der politischen Populärkultur her: Der Aufdruck „STALINGRAD 43“ auf T-Shirts, wie sie im Versandhandel „für revolutionäre Bekleidung“ erhältlich sind, stellt das überkommene westdeutsche Opfernarrativ gleichsam auf den Kopf und erklärt die sowjetische Seite zum Opfer „faschistischer“ Gewalt.<sup>54</sup>

## Fazit

Welche weiterführenden Überlegungen können am Ende dieser Tour d’horizon der Sinnzuschreibungen formuliert werden? Die Historizität der Stalingrad-Metapher war, erstens, eine Funktion des Systemkonflikts. Doch das Argument lässt

<sup>49</sup> Urs Jenny: Fiese Fratze. „Stalingrad“. Spielfilm von Joseph Vilsmaier. Deutschland 1992. In: *Der Spiegel* 1/1993. Der Film preise „keine kriegerischen Tugenden, doch die schlichte Kameradschaft, die sich auch in Not und Dreck behauptet“. Eine digital überarbeitete Fassung zeige ARTE am 21. Nov. 2010.

<sup>50</sup> Grundlage für die Verfilmung ist das Buch *William Craig: Enemy at the Gates. The Battle for Stalingrad*, New York 1973; deutsch unter dem Titel „Die Schlacht um Stalingrad: der Untergang der 6. Armee“, München 1974; zuletzt u.d.T. *Duell. Enemy at the Gates. Tatsachenbericht*. München 2001.

<sup>51</sup> Jan Kucharzewski: *Duell – Enemy at the Gates*. In: Filmszene <http://www.filmszene.de/filme/duell-enemy-at-the-gates>.

<sup>52</sup> Afrikas Stalingrad. In: *Badische Zeitung* vom 11. Apr. 2011; Das afrikanische Stalingrad. In: *Berliner Zeitung*, vom 11. Apr. 2011; „Wie einst die Russen in Stalingrad“. In: *Financial Times Deutschland* vom 16. Apr. 2011.

<sup>53</sup> Krisztián Ungváry: Die Schlacht um Budapest 1944/45. *Stalingrad an der Donau*. München 1999; vgl. die Buchbesprechung von Karl-Heinz Janssen: Ein zweites Stalingrad. Krisztián Ungváry über die Schlacht um Budapest. In: *Die Zeit* vom 2. Dez. 1999.

<sup>54</sup> Vgl. die Anzeige für das Shirt mit „Rippstrick-Kragen mit Nackenband für erhöhten Tragekomfort“ unter [linke-t-shirts.de](http://linke-t-shirts.de).

sich auch umkehren: Die Erzählungen von Stalingrad sind narrative Komponenten jener Kultur, die sich hinter der Metapher vom Kalten Krieg verbirgt und ihn, kulturgeschichtlich, ausgemacht hat. Zweitens: Über „Stalingrad“ lässt sich schon lange nicht mehr nur in der Rhetorik von Opferbereitschaft (BRD) und Katharsis (DDR) reden. „Stalingrad“ ist vielmehr zu einer Metapher des Krieges im Osten geworden und insofern des verbrecherischen Vernichtungskrieges, an dem sich die 6. Armee beteiligt hatte. Die Metapher funktionierte sowohl als Erinnerung an sinnlose Gewalt und Verbrechen als auch als rhetorisches Mittel eines weiterhin virulenten Opfernarrativs. Die Aufwertung zur Chiffre hat die Präsenz von „Stalingrad“ deutlich erhöht. Es wäre freilich ein hoher Preis, wenn dies zu Lasten der historischen Konkretion ginge. Eine dritte, letzte Überlegung ergibt sich aus der Verbindung der beiden Punkte: Nach dem Ende des ideologischen Gegensatzes und durch das *vergleichsweise* hohe Einvernehmen über den Stellenwert der Schlacht kann sich Stalingrad zu einem binationalen *lieu de mémoire* weiterentwickeln, an dem Kriegserinnerung nicht oder zumindest nicht nur nationalgeschichtlich definiert wird. Das setzt weiterhin ein „inklusives“ und emphatisches Erinnern voraus, das im Zuge der gegenwärtigen Pluralisierung und Differenzierung der Erinnerung für die verschiedenen Perspektiven, nicht nur die eigene, offen ist. Das gemeinsame Gedenken auf russischen Soldatenfriedhöfen in Deutschland und deutschen Soldatenfriedhöfen in Russland, nicht zuletzt in Rossoschka bei Wolgograd, weist einen Weg in diese Richtung.<sup>55</sup>

<sup>55</sup> Dort wurden bis 2006 rund 48 000 Soldaten bestattet, deren Gebeine Mitarbeiter des VDK seit 1992 in und um Wolgograd geborgen hatten. Etwa 50% der Gefallenen konnte identifiziert werden; die Namen sind an der Ringmauer zu lesen, die das Feld umfasst.

